Gertrud Pysall

Wie wenn Holz auf Wasser schwimmt

Leseprobe

Wie wenn Holz auf Wasser schwimmt

von Gertrud Pysall

Herausgeber: Narayana Verlag



Im Narayana Webshop finden Sie alle deutschen und englischen Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise.

Copyright:
Narayana Verlag GmbH, Blumenplatz 2, D-79400 Kandern
Tel. +49 7626 9749 700
Email info@narayana-verlag.de
https://www.narayana-verlag.de

Narayana Verlag ist ein Verlag für Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise. Wir publizieren Werke von hochkarätigen innovativen Autoren wie Rosina Sonnenschmidt, Rajan Sankaran, George Vithoulkas, Douglas M. Borland, Jan Scholten, Frans Kusse, Massimo Mangialavori, Kate Birch, Vaikunthanath Das Kaviraj, Sandra Perko, Ulrich Welte, Patricia Le Roux, Samuel Hahnemann, Mohinder Singh Jus, Dinesh Chauhan.

Narayana Verlag veranstaltet Homöopathie Seminare. Weltweit bekannte Referenten wie Rosina Sonnenschmidt, Massimo Mangialavori, Jan Scholten, Rajan Sankaran & Louis Klein begeistern bis zu 300 Teilnehmer

Inhalt

1 Der Traum vom Reiten

13 Allein mit dem Pferd

21 Die erste Reitstunde

41 Reitstall – der nächste Versuch

53 Erstes eigenes Pferd

63 Pandur

75 Zilly

85 Umzug nach Ellenberg

103 Umzug nach Spenge

129 Dianas Pferde

135 Meine Erfahrungen mit Fohlen

149 Motiva bahnt sich einen Weg

159 Pferde sprechen immer

175 Shettys!

193 Ein Buch entsteht

201 Plötzlich Autorin

207 Mark

237 Franziska

247 Isabell

253 Wie wenn Holz auf Wasser schwimmt

259 Danksagung und Schlussgedanken

Vorwort von Gerhard Selter

Die Verhaltensforscherin Gertrud Pysall hat mit ihren neuen Buch „Wie wenn Holz auf Wasser schwimmt“ ein tolles Lese- und Lehrbuch für PferdefreundInnen verfasst. Ein Lesebuch wegen der vielen autobiographisch gefärbten Geschichten, die von Glück und Schmerz von Erfolg und Enttäuschungen im Leben mit Pferden handeln. Und ein Lehrbuch, weil die Autorin als scharfe und kundige Beobachterin des Pferdeverhaltens dem interessierten Leser neue Blickwinkel bei der Begegnung mit diesen besonderen Geschöpfen eröffnet, indem sie den Leser und die Leserin bei ihrer Auseinandersetzung mit dem Wesen der Pferde nicht nur über die Schulter, sondern auch ins Herz schauen lässt.

Das autobiographisch gegliederte Buch lädt ein, mitzuerleben wie Gertrud Pysall, deren Leben schon früh durch die Sehnsucht nach Nähe zu Pferden geprägt war, zur Erforschung der Pferdesprache und zum Dialog mit Pferden im von ihr entwickelten Motiva-Viereck kam.

Dort begegnen sich Pferd und Mensch gleichberechtig. Beide haben Raum sich frei zu bewegen und Zeit sich durch Vokabeln und Rituale zu äußern. Gelingt es dem Menschen, sich authentisch und damit für das feinsinnlich wahrnehmende Pferd glaubhaft mit Hilfe der von Gertrud Pysall erforschten Sprache auszudrücken, so entwickelt sich ein jedes mal einzigartiger, inniger, für beide heilsamer, weil Vertrauen fördernder Dialog. Hier geht es nicht darum, das Pferd zu trainieren oder sein Verhalten zu verändern, sondern um ein echtes Miteinander.

Von meinem Urgroßvater und meinem Großvater, die Fuhrleute mit Pferd und Wagen waren, ist mir ein geduldiger, fürsorglicher Umgang mit Pferden überliefert auch mir ist ein achtsamer, die Bedürfnisse und seelischen Prozesse meiner Pferde respektierender, gewaltfreier Umgang absolut wichtig.

Methoden, die Pferden Angst machen oder sie zu Verhalten zwingen, haben mich daher nie überzeugen können.

Im Sommer 2015 wurde ich zufällig Besitzer eines 2.5 Jahre alten Wildpferdehengstes aus der Herde, die im Naturschutzgebiet Osternienburger Heide in Sachsen-Anhalt lebt. Kurz darauf wurde ich auf das Buch „Was Pferde wollen“ aufmerksam. Da hatte ich nun einen nicht auf den Menschen geprägten Muttersprachler der Pferdesprache und ein Buch mit Vokabeln dieser Sprache dazu. Schnell erlebte ich, wie stark dieses Pferd auf einzelne Vokabeln reagierte und seinerseits aktiv wurde. Ich erfuhr auch, dass ich dann nicht weiter wusste. Mir wurde klar, dass ich autodidaktisch nicht weiterkomme.

Heute nach einem Einführungskurs und drei Grundkursen geht der Dialog mit meinem Pferdemuttersprachler voran. Zu unserer beider Freude und gegenseitiger Freundschaft.

Gerhard Selter
Psychotherapeut in Münster/Westfalen
im Dezember 2016





Der Traum vom Reiten

„Heute Nacht habe ich wieder von einem Pferd geträumt“, sagte das kleine Mädchen, das neben seiner älteren Schwester im Bett lag.

„Das wird ein Traum bleiben, man kann sich nicht einfach ein Pferd kaufen.“

„Ich weiß, aber ich hatte eines und ich konnte es reiten.“

Das Mädchen drehte sich von der Seite auf den Rücken, streckte sich, und mit einem verklärten Lächeln meinte sie: „Das war sooo schön, ich würde so gerne mal fühlen, wie das ist, wenn man echt reitet, wenn man auf so einem Pferd sitzt, das geht irgendwo hin und man sitzt da so, macht nichts und es trägt einen einfach umher, irgendwohin, wo es schön ist.“

„Das gibt es aber nicht, man kann sich nicht einfach irgendwohin tragen lassen, man muss es lenken und bestimmen, wohin es gehen soll, sonst kann was passieren. Hast du doch bei St. Martin gesehen, wie das Pferd am Feuer getänzelt hat und wir alle erschrocken sind, weil der St. Martin es kaum halten konnte. Reiten ist nicht so einfach, das muss man lernen und das kostet viel Geld.“

„Ich weiß, aber trotzdem, ich stelle es mir halt so vor. Feuer ist für Pferde ja auch gefährlich, da hatte es Angst. Ich würde es nicht dahin reiten, wo es Angst hat, nur dahin, wo es schön ist und wir beide sein wollen.“

„Träum weiter! Aber jetzt müssen wir aufstehen und uns fertigmachen für die Schule, es ist Zeit.“

„Ja, hoffentlich träume ich das noch mal, ich versuch’s.“

Und dieses kleine Mädchen, von dem meine Geschichte handelt, war ich.

Ich also stand auf und wusch mir am Waschbecken in dem großen Zimmer schnell das Gesicht und putzte meine Zähne. Das Schlafzimmer von uns Mädchen war eines der vielen Zimmer in dem Haus unserer Eltern, einem alten Patrizierhaus.

Große Räume, hohe Stuckdecken und im Stil der fünfziger Jahre eingerichtet: Doppelbett, Schrank, Frisierkommode Tisch und Sessel. Ich öffnete die Balkontür, schaute kurz nach draußen und schon ratterte ein Zug vorbei. Das Haus stand nur wenige Meter von der Bahntrasse weg, im Rheintal, der Verbindung von Mainz und Bonn. Es war laut, aber die Menschen, die da wohnten, hatten sich längst an diese Geräusche gewöhnt.



Mein Elternhaus in der Mainzerstraße in Boppard am Rhein.

Dann stellte ich mich vor den großen Spiegel an der Frisierkommode und löste die Spangen an meinen Zöpfen, bürstete mein Haar, um es dann wieder zu zwei Zöpfen zu flechten.

Viele Mädchen trugen das Haar so, es war einfach und praktisch. Sonntags bekam man manchmal eine besondere Schleife ins Haar und werktags eignete sich die Frisur für alles, was man so machte. Selbst beim Sport oder schwimmen musste man sich um die Haare nicht kümmern, sie waren kein Thema.

Es war wieder ein heißer Sommer und ich freute mich auf die Schulferien. Doch vorher kamen noch ein paar Tage, die musste man halt noch aussitzen. Ich hatte mich gekämmt und zog nun meine Schulkleidung an, die ich gestern Abend sorgsam auf einem Stuhl abgelegt hatte. Ich achtete immer darauf, das ordentlich zu machen, denn die Sachen sollten möglichst eine Woche lang sauber bleiben. Montag war Waschtag, da wusch die Mutter für die ganze Familie die Kleidung und die Wäsche, die in der Woche angefallen war. Es gab keine Waschmaschine, sondern einen großen Kessel aus Kupfer für die Kochwäsche, und große gekachelte Wasserbecken für die Buntwäsche. Da ging es nicht, dass jedes Kind täglich die Kleidung wechselte. Es war so schon sehr viel für eine Frau, all das zu bewältigen. Deshalb wechselten alle Kinder die Schulkleidung gegen Spielkleidung aus, sobald sie aus der Schule nach Hause kamen.

Fertig angezogen ging es nun die Treppe herunter in die große Küche, wo die Mutter schon das Frühstück für alle Kinder bereitet hatte. Es gab wie immer eine große Kanne Kathreiner Malzkaffee und Brot mit Marmelade oder Honig.

Während ich frühstückte, fragte die Mutter: „Wer will ein Schulbrot?“ und schmierte jedem ein Pausenbrot mit Käse oder Wurst. Ich holte aus dem Schulranzen das ordentlich gefaltete Butterbrotpapier hervor, um das frische Brot darin einzuwickeln. Auch das Butterbrotpapier wurde mehrmals verwendet, bevor man ein frisches benutzte. Es waren nur noch wenige Tage, bis es endlich in die Sommerferien ging.

Endlich, am Samstag war es dann soweit. Letzter Schultag und sechs Wochen frei. Jetzt hatte man Zeit zu spielen, zu malen oder all die Dinge zu tun, zu denen man während der Schulzeit nicht kam.

An einem heißen Tag sagte die Mutter: „Heute gehen wir alle an den Rhein schwimmen. Ich packe das Mittagessen ein und wir essen dann zusammen dort“.

Das war großartig. Jedes Kind zog sein Badezeug an und nahm sich ein Handtuch. Mutter packte den Proviant ein und los ging’s. Die Badestelle war nicht weit von zu Hause weg. Man lief nur eine knappe halbe Stunde über den Leinpfad. Der Pfad stammte aus der Zeit, als noch Pferde die Schiffe vom Ufer aus über das Wasser zogen. Er lag höher als der Wasserspiegel und an unterschiedlichen Stellen war die Ufermauer unterbrochen, indem ein schräger Weg zum Ufer führte. Dort hatte man früher die Pferde getränkt. Diese Wege boten sich an, um bequem zum Ufer zu gelangen. An einer schönen Stelle packten alle ihr Handtuch aus und man richtete sich gemütlich zum Baden ein. Was für eine Freude. Ich ging gleich mit den Füßen ins Wasser, um zu melden, ob es heute eher kalt oder warm anmutete.

„Warm!“, rief ich. Dann nichts wie rein. Dennoch musste ich vorsichtig und langsam gehen, weil der Untergrund steinig und holprig war und man auch nie wusste, ob vielleicht auch ein großer Stein unter Wasser im Weg lag, an dem man sich empfindlich stoßen konnte.

Das sogenannte warme Wasser war wahrscheinlich doch nur knapp zwanzig Grad und es brauchte Überwindung, sich ganz hineinzustürzen. Doch mit ein wenig Mut klappte es und ich schwamm. Das gefiel mir sehr gut. Ich hatte schon als kleines Kind mit sechs Jahren im Rhein schwimmen gelernt.

Dazu hatte die Mutter ein Korkensäckchen genäht, einen Schlauch, gefüllt mit Flaschenkorken. Es war einfach, in einer Weingegend wie Boppard an Korken heranzukommen und so gut wie kostenlos. Das Korkensäckchen wurde um den Bauch geschnallt und sollte den kleinen Nichtschwimmer soweit über Wasser halten, dass er mit passenden Bewegungen nicht unterging. Meistens klappte es auch ganz gut, allerdings war die Tragfähigkeit nicht vergleichbar mit den heutigen Schwimmhilfen. Ich schwamm zufrieden am Ufer umher, die Strömung des Rheins trieb mich immer wieder ein Stück flussabwärts. Dann ging ich an Land, lief barfuß wieder zurück und ging wieder ins Wasser. Gegen



Mit Mutter und Geschwistern beim Baden im Rhein.

den Strom zurückschwimmen konnte man nicht, dafür war die Strömung einfach zu stark.

Eins meiner Geschwister rief plötzlich: „Ein Dampfer!“

Tatsächlich sah man einen schönen großen Raddampfer flussaufwärts kommen. Bald würde er an der Badestelle vorbeischwimmen. Das war immer sehr schön, ich freute mich, jetzt würden gleich Wellen kommen, und in denen zu schwimmen machte noch mehr Freude als das Schwimmen überhaupt. Ich hörte das große Rad sich mit Macht durch das Wasser schaufeln und konnte den Namen BARBAROSSA lesen. Und da waren sie dann, die großen Wellen, die einen Schwimmer hochheben konnten und ein so verrücktes Schwebegefühl in mir erzeugten.

So könnte reiten sein, dachte ich, *wie auf Wasser schwimmen, ein sanftes, friedliches Gewiegtwerden, zart und kraftvoll, geschmeidig.*

Ich stellte mir vor, wie sich die zwei Körper – Pferd mit Mensch – gemeinsam bewegten; miteinander im gleichen Rhythmus auf und ab.

Wenn das Pferd den Menschen bewegt und dieser sich bewegen lässt, dann wird es so sein. Dann wird man gehoben und gesenkt wie auf den Wellen. Man muss nichts tun, sich tragen lassen, bewegen lassen. Das kann nicht schwer sein. Das werde ich irgendwann ausprobieren, schwor ich mir.

Leider war der Genuss zeitlich sehr begrenzt. Nach wenigen Wellen hatte sich der Rhein wieder beruhigt, Barbarossa fuhr schon weit weg und man hörte nur noch das ruhige Plätschern der Wellen ans Ufer. Ich ging jetzt auch aus dem Wasser raus, wickelte mir ein Handtuch um und ließ mich von der Sonne wärmen,



während ich das Brot verspeiste, das die Mutter eingepackt hatte. Irgendwie schmeckten die Brote hier am Ufer immer besser als zu Hause, so besonders. Nach dem Essen legte ich mich auf das Handtuch, nachdem ich dafür einen einigermaßen glatten Untergrund gesucht hatte und hing meinen Gedanken nach. Ich hatte noch immer die Bilder meines nächtlichen Traumes im Sinn und stellte mir vor, wie ich auf einem Pferd sitze und ganz gemütlich durch die Gegend getragen werde. Dazu brauchte ich keinen Menschen. Ich wollte einfach nur mit mir und dem Pferd alleine sein. Ich hatte niemals das Gefühl, es könnte schwierig werden oder gar gefährlich. Mir schwebte vor, auch durchaus darauf liegen zu können, in tiefer Vertrautheit mit dem Pferd und klarer Verständigung. Ich glaubte einfach an diese Art Zweisamkeit, wer wollte schon behaupten, dass es das nicht geben könne?

Die Sonne wärmte meinen Körper wieder auf und bald schon war eine zweite Schwimmzeit sinnvoll.

Dieses Mal kam die Mutter mit ins Wasser, was ich wie immer sehr genoss. Ich freute mich stets, wenn ich etwas gemeinsam mit meiner Mutter machen konnte. Es wurde gelacht und geschwommen, auf dem Rücken, auf dem Bauch, ans Ufer und zurück. Diese Badestelle war allen bekannt. Man wusste um die gefährlichen Strudel an anderen Stellen des Rheins und konnte hier beruhigt Spaß haben, wo es sicher war. Manchmal schwamm die Mutter mit rheinabwärts bis fast zum Ende des Leinpfades, um dann am Ufer wieder zurück zur Badestelle zu laufen. Auch heute war es so und ich sprach die Mutter an, ob Reiten wohl so ähnlich sei wie Schwimmen. Aber sie meinte, das eher nicht und sagte, sie habe etwas Angst vor den großen Tieren und würde es nicht unbedingt versuchen wollen. Ich aber schon!

Auch dieser Badetag ging irgendwann leider zu Ende und die Familie raffte alles zusammen, um dann nach Hause zu gehen und das Abendbrot zu bereiten. Bald kam Vater nach Hause und er mochte es, wenn dann alle da waren und friedlich zusammen gegessen wurde.

Nach so einem Badetag gab es oft Bananenbrote mit Kakao. Der Kakao wurde von der Mutter gekocht. Dazu nahm sie richtigen dunklen Backkakao und Zucker in einen Topf, vermischte das mit etwas Wasser und kochte unter Rühren den Schokobrei auf. Wenn er gut durchgekocht war, goss sie frische Vollmilch darauf und erhitzte alles. Dieser Kakao schmeckte unvergleichlich und gerade nach solch einem Tag tat er nicht nur dem Körper, sondern auch der Seele gut.

Meistens gingen meine Schwester Hedi und ich zur gleichen Zeit ins Bett. Diese Abendzeit diente dem persönlichen Austausch von uns beiden über unsere Gedanken und Erlebnisse des Tages, der Ärger wie die Freude konnten vermittelt werden und es war uns wichtig, vor dem Einschlafen noch einmal alle wichtigen Dinge besprechen zu können.

Natürlich war ich immer noch mit dem Gedanken an Reiten und Pferde beschäftigt. Der ganze Tag hatte irgendwie unter dem Vorzeichen gestanden.



Ich mit acht Jahren in unserem Garten.

„Meinst du, dass Reiten so ähnlich ist, wie wenn man auf Wellen schwimmt?“, fragte ich.

„Das kann ich mir nicht vorstellen, da sitzt man ja und wie gesagt, man muss das Pferd ja lenken und treiben, ich glaube, die laufen gar nicht von alleine.“

„Doch bestimmt tun sie das, sie laufen doch auch in der Natur alleine. Da ist doch niemand, der Laufen befiehlt.“

„Ja schon, aber sie laufen eben wann und wohin sie wollen, wenn du sie aber reitest, dann willst du ja bestimmen, wohin das Pferd gehen darf. Stell dir vor, es geht einfach mit dir auf eine Straße und ein Auto kommt und zack … Das geht ja nicht.“

„Ich würde am liebsten reiten, wo gar keine Straßen sind, irgendwo alleine in der Natur oder am Strand oder im Wald. Hauptsache gemütlich zu zweit wie Freunde. So ähnlich wie Fury und Joe, da ist ja auch nur Prärie und keine Straße.“

„Der Jo reitet mit Fury in die Schule und da muss er sehr wohl lenken, sonst kommen die nie an.“

„Ich weiß, aber ich meine ja auch das Gefühl, wenn man auf dem Rücken ist, wie es sich anfühlt, also ob es schaukelt oder wackelt oder schwebt, weißt du, wie ich meine?“



Pferdeliebe mit 15 Jahren auf einem Spaziergang.

„Ja ich glaube, ich weiß was du meinst, aber ich kann es mir ja auch nicht vorstellen. Lass uns jetzt schlafen, ich bin müde."

„Ok, Nacht, schlaf gut. Ich versuche jedenfalls noch mal das von heute Nacht weiter zu träumen, das war so schön."

„Ja, mach das, wenn du meinst, ich glaube nicht, dass es geht. Und wenn du erwachsen bist, kannst du ja mal auf einem Pferd sitzen, dann weißt du es."

„Das dauert mir zu lange, ich bin ja erst acht. Also Nacht, schlaf gut."

„Du auch – Nacht."

Am nächsten Morgen zeigte sich, dass das so einfach mit dem Traumwünschen nicht war. Ich hatte nichts geträumt oder zumindest erinnerte ich mich nicht daran, obwohl ich es mir so sehr gewünscht hatte. Das konnte mich aber nicht davon abhalten „Pferd zu spielen". Dazu hatte ich einen alten Autoreifen, der auf der Terrasse am Geländer angebunden wurde. Er war mein Pferd; er wurde gesattelt

mit irgendwelchen Decken und mit einer alten dicken Schnur bastelte ich mir Schlaufen, die einen Steigbügelersatz darstellten. Wenn ich auf meinem Pferd saß, dann versank die Welt um mich herum und ich ritt irgendwohin, wo es schön war. Auch wenn die Brüder dieses Spiel als albernes Mädchenzeug abtaten, ließ ich mich nicht beirren und putzte mein Pferd nach dem Reiten und ging mit ihm durch den Garten, indem ich den Reifen neben mir her rollte und darauf achtete, dass er nicht umkippte, auf die Beete der Mutter. Es sollte so echt wie möglich sein. Ich hatte eben das Gefühl, Pferde und ich, das gehört irgendwie zusammen. Ich glaubte an mich und den Auftrag, das richtige Gefühl finden zu sollen, was Mensch und Pferd so aneinander binden kann.

Sonntags war es anders als Werktags. Mutter hatte nach dem Mittagessen Zeit für die Kinder und nicht selten wurde ein Spaziergang angeboten. Der endete manchmal mit Eis essen für alle oder man kehrte irgendwo ein, um gemütlich einen Kuchen zu essen. Am liebsten war mir, wenn das Wanderziel auf dem Kreuzberg lag bei einer Familie von Grapow. Die Frau von Grapow hatten drei oder vier Pferde und auch wenn man die Menschen nicht persönlich kannte, war es doch immer wieder toll, die Pferde zu sehen und zu riechen. Ich ging den langen Weg sehr gerne mit, einen recht steilen Berg hinauf. Ich hatte immer die Hoffnung, dass ich vielleicht auch einmal sehe, wenn jemand reitet oder dass wir einem Reiter begegneten.

Auf dem Berg angekommen, ging man dann zum Stall. Dort standen die Pferde in einem Ständer. Der obere Teil der Stalltür stand meistens offen und so konnte man die Pferde sehen, zwar nur von hinten, aber der Geruch von Pferdefell und Pferdemist verursachte ein Wohlgefühl und so stand ich gerne lange Zeit da und sog alles in mich auf. Irgendwann wollte die Familie leider nach Hause gehen und so machten wir uns wieder auf den Heimweg.

Auf diese Weise vergingen viele Tage der Ferien, mal mit dem Pferdespiel, mal schwimmen oder lesen, Spazierengehen, Freundinnen treffen. Da die aber alle leider keine Pferdefans waren, konnte ich mit ihnen meine speziellen Interessen nicht teilen.

Eines Sonntagmorgens hieß es: „Wir fahren zu Freunden, wer will, kann mitkommen!“ Eigentlich hatte ich nicht so recht Lust, aber dann erfuhr ich: „Die Leute haben ein Pony, vielleicht kannst du es sehen und einmal streicheln.“ Mehr musste man mir nicht sagen, klar war ich dabei, aber sicher, dafür konnte kein Weg zu weit sein.

Während der Autofahrt malte ich mir aus, wie es wohl sein würde, ein Pony zu streicheln, wie es aussehen würde. Keiner wusste etwas darüber, nur dass es das Pony gab.

Endlich war die Fahrt vorbei, aussteigen, freundlich die Leute begrüßen und geduldig warten, bis jemand anbieten würde, ob man das Pony einmal sehen wolle. Die Erwachsenen redeten und man saß ordentlich bei Tisch, bekam Kuchen und Kaffee, beziehungsweise Kakao für die Kinder. Möglicherweise war der Kuchen lecker, das konnte ich nicht beurteilen, weil mir der Sinn nach etwas ganz anderem stand.

Wann sagen sie denn endlich mal was von dem Pony? Die gute Erziehung verbot, ungeduldig zu wirken und danach zu fragen. Das schickte sich nicht und wäre auch von den Eltern nicht gerne gesehen gewesen. Also galt es zu warten. Dann endlich, als alle satt waren, kam dann die ersehnte Frage:

„Wer will denn mal das Pony sehen?“ Die Erlösung! Gertrud natürlich! Und das Warten hatte sich gelohnt. Wir gingen also zu einer Art Stall, wo das Pony alleine stand, in einem winzigen Auslauf, der wie ein kleiner betonierter Vorplatz einer Garage anmutete. Ich bewertete das nicht, sondern sah das Pferdchen und dufte es streicheln. Es roch wunderbar und hatte warmes, glattes Fell. Dunkelbraun und friedlich stand es da. Ich konnte es knuddeln und streicheln, mit ihm reden und dabei bewegte es seine Ohren eindeutig zu mir, dem Kind, hin. Das hatte ich bemerkt, das Pferd genoss es, wenn man zu ihm sprach. Dann kam die beste Frage aller Zeiten auf mich zu.

„Willst du einmal drauf sitzen und es reiten?“

„Was ich? Ja gerne, klar, sehr gerne, geht das denn?“

„Ja, Kurt kann dich führen.“

Das war ja ganz verrückt! Ich spürte mein kleines Herz bis zum Hals klopfen, Aufregung und Vorfreude und Erwartung. Jetzt würde ich es wissen, wie es ist, wenn man ein Pferd reitet. Jetzt würde für immer das Geheimnis gelüftet werden, wie es sich anfühlte. Die Frage aller Fragen bekam jetzt die Antwort. Es war einfach nicht zu fassen.

Ich wurde vorsichtig von Kurt auf das Pferd gehoben und aufgefordert, mich an der Mähne festzuhalten. Und dann … saß ich da auf einem Pferderücken, warm und weich. Ich nahm ehrfürchtig einen Teil der Mähne in meine kleine warme Hand und los ging's. Das Pony machte den ersten Schritt und dann ging es ruhig und gelassen neben Kurt in dem kleinen Auslauf umher. Ich war selig und sprachlos. Das war ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Ich hatte mir ja alles Mögliche vorgestellt, aber so wohlig, so unvollstellbar schön, das hätte ich nicht gedacht!.

Ich fühlte, wie das Pferd mich bewegte, ich saß ganz locker und entspannt da und spürte wie ich sanft von rechts nach links gewiegt wurde und im Einklang mit den Bewegungen des Tieres nicht nur der Körper getragen wurde, sondern auch die Seele zu schweben schien. Das war es, was ich meinte, das war Glück, so fühlte es sich an. Ein Feuerwerk der Gefühle und Freude, voller Ehrfurcht vor dem Pferd.

Wie schön es mich trägt, dachte ich. Ich schloss die Augen und war selig. *Das dürfte niemals enden, so will ich mich fühlen immer und immer.*

So ging es einige Runden, bis Kurt diese emotionale Stimmung mit dem Satz sprengte:

„So, das reicht, sonst wird es dir sicher langweilig.“

„Nein, das wird es mir nie“, sagte ich, aber die anderen wollten wieder hineingehen und somit war es entschieden. Das Pony sollte in den Stall zurück und die Menschen ins Haus. Ich war noch so voller Eindrücke. Ich verabschiedete mich

von dem Pony und legte mein kleines Gesicht dicht an seinen Kopf, bedankte mich in Gedanken für das Glücksgefühl und auch dafür, dass ich es jetzt wusste.

Ich war nun wissend.

Reiten kenne ich jetzt, ich weiß jetzt, wie es sich anfühlt, wenn das Pferd einen Menschen trägt, dachte ich. Und ich entschied, es ist nicht so viel anders, wie wenn Holz auf Wasser schwimmt, oder wenn die Wellen der Raddampfer mich im Wasser heben und senken. *Jawohl, ich bin jetzt nicht mehr klein und unwissend. Ich kann mitreden, weil ich es erlebt habe.*

Nachdem alle sich verabschiedet hatten, wurde die Heimreise angetreten und ich hatte genug zu tun, mir meine Gedanken zu sortieren. Nach dem Erlebnis, was durch gar nichts in der Welt überboten werden konnte, entschied ich mich, vom ersten verdienten Geld Reitstunden zu nehmen und bis dahin den Traum vom Reiten zu hüten und im Herzen zu bewahren wie ein wertvolles Gut, das niemand mir nehmen konnte.

***

Das Leben hatte sich durch diese Erfahrung grundlegend geändert. Die Frage, wie es wohl sein würde, auf einem Pferd zu reiten, war beantwortet. Dieses Glücksgefühl, diese Sehnsucht, wurde mitgenommen ins Leben und fortan schmiedete ich Pläne, wie ich es möglich machen könnte, Reiten zu lernen und vielleicht sogar irgendwann ein Pferd, MEIN Pferd, zu besitzen. Das ist mit acht Jahren ja nicht so einfach. Aber ich fand es realistisch, jetzt schon alles so zu bedenken, dass dem nichts im Weg stand, wenn es dann soweit sein würde.

Shettys!



Durch das Theaterspielen waren wir in der Umgebung bekannter geworden und unsere Kinderstunden wurden immer stärker frequentiert.

Deswegen hatten Manfred und ich inzwischen einige interessierte Frauen aus der Gazellenrunde ausgebildet, bei uns in der Reitschule zu unterrichten.

Wir brauchten Lehrer und aber auch Ponys. Das Durchschnittsalter der Reitkinder sank, es kamen Eltern mit sechsjährigen Kindern an, die auch reiten wollten, und daraus entwickelte sich die Entscheidung, wir kaufen Shetlandponys. Ich wusste, die Tiere haben den Ruf stur und schwierig zu sein, aber das Vorurteil konnte mich nicht abschrecken. Wir planten eine ganze Herde zu kaufen und deswegen musste erst ein ordentliches Gehege her für die Bande.

Es gab ein älteres Steinhaus mit unterschiedlichen integrierten Räumlichkeiten. Ein Teil war Werkstatt, ein Teil Garage und der andere Teil Stall. Hinter diesem Haus lagen sehr praktisch vier große Weiden, die wir dann als Shettyweiden nutzen konnten.

Das Gebäude sollte das Shettyhaus werden. Alles wurde herausgeräumt und die nicht tragenden Wände entfernt. So entstand ein schönes Gesamtgebäude, mit viel Platz und unterschiedlichen Ein-und Ausgängen.

Die Inneneinrichtung wurde in Schlaf und Ruhezonen sowie Fresszonen aufgeteilt. Draußen sollte ein guter Auslauf entstehen. Dort war bis dahin noch so eine Art Niemandsland, große Eichen und darunter Holunderbüsche, Brennnesseln und Gestrüpp. Das wurde nun gerodet, die Eichen bekamen einen Schutz um die Baumstämme und auf der Erde wurden Bodengitter verlegt, damit der Auslauf trocken und gemütlich für die Tiere sein sollte. Ein Shettyzaun aus Holz grenzte alles ein, weil ein gewöhnlicher Elektrozaun uns nicht sicher genug schien. Die Weiden hinter dem Haus zäunten wir vierfach mit Elektrozaun ein, auch sicher für kleine Zaunexperten, die gerne mal auskommen und die Landschaft erkunden.

Das wollten wir von vorneherein unterbinden. Wir schufen praktische Wegeführungen vom Auslauf aus auf die jeweiligen Weiden.

Als alles vorbereitet war, konnten die Shettys kommen. Im Internet fanden wir nicht das Richtige, und machten uns deswegen auf zu dem Ponyhof im Emsland, wo wir schon die anderen Ponys gekauft und gute Erfahrungen gemacht hatten.



Shettys kommen satt und zufrieden von der Weide.

Der Vorteil, hier Shettys auszusuchen, lag auf der Hand. Wir hatten Auswahl, konnten sehen, wie Kinder mit den Tieren zurechtkamen und hatten die Option, wenn es bei uns mit einem Shetty Schwierigkeiten gäbe oder wir umtauschen wollten, dann könnten wir das tun. Wir kauften neun Tiere und ließen sie uns mit einem Pferdetransporter bringen. Wir tauschten tatsächlich einen Wallach später wieder um, er gefiel uns nicht von seinem Gangbild und war auch in der Reithalle sehr schwierig für Kinder. Im Rahmen des Umtausches nahmen wir noch weitere neun sodass wir auf die stolze Zahl von achtzehn Reitshettys kamen. Nach kurzer Zeit entschieden wir uns noch einmal für einen Umtausch. Wir hatten eine Stute mitgenommen, die sich bei uns offensichtlich nicht wohlfühle. Aus unserer Menschensicht hatten alle es gut, ein großzügiges Gehege und saubere Unterkünfte, reichlich Essen und Gesellschaft. Aber diese Stute schien immer unzufrieden, sie wurde zusehends schwieriger, wollte gar nicht mehr geritten werden und wehrte sich gegen alles. Weil es immer schlechter wurde, sie aber gesund schien, nur unwillig,

brachten wir sie zurück zu den Verkäufern. Schon als wir den Pferdehänger holten und sie hineinführten lief sie beinahe freudig hinein und wollte mitfahren. Dort im Emsland angekommen, luden wir sie aus, sie betrat den heimatlichen Boden, wieherte sofort laut und vernehmlich und drängte zügig in Richtung Herde. Wir waren angemeldet und man sagte uns, sie einfach zurück in die Herde führen zu dürfen. Dort standen ca. zweihundert Tiere, vom großen Tinker bis zum kleinsten Shetty alles gemeinsam und durcheinander. Dieses Shetty bahnte sich sofort unbeirrt seinen Weg, während es immer wieder wieherte. Irgendwann bekam es Antwort, es pflügte durch die Reihen und fand, was es gesucht hatte. Da standen sie dann beide, ein mittleres Pony und unseres. Sie hatten sich wieder, wir hatten durch unseren Kauf zwei Freunde getrennt, ohne es zu wissen. Diese Freundschaft schien so existenziell zu sein, dass ein schönes Gehege oder sonstige Annehmlichkeiten gar nichts ausgleichen konnten. Das Herz hatte gesprochen, es musste den Freund suchen und hatte offensichtlich schon eine Art Ahnung, als wir mit dem Pferdehänger ankamen. Es hatte eine Vorstellung, dass es nach Hause kommt und alles gut werden wird.

Wir waren sehr beeindruckt von dieser Tierfreundschaf und der Kraft dieser Emotionen. Außerdem freuten wir uns, die richtige Entscheidung getroffen zu haben und nicht noch länger zu experimentieren, ob sich das Shetty noch bei uns eingewöhnt.

***

Zwischendurch hatte ich mal wieder im Internet nach Shettys geschaut und einen kleinen Wallach gesehen, der dort von der Tierrettung inseriert worden war. Jemand hatte ihn einem Schausteller abgekauft, das Tier hatte vorher etliche Zeit alleine mit einem Mann in einem Bauwagen gewohnt. Bei der Tierrettung sollte er nicht bleiben und so schauten wir uns ihn dort an. Er war klein, schmutziges weißes Fell, etwas verfilzt und wirkte depressiv. Er nahm von uns keine Notiz, ließ sich anfassen, aber genoss das Streicheln nicht. Er wirkte so, als sei ihm alles egal, selbst fressen war nicht so wichtig, wie es schien. Man weiß nicht, was er in der Einzelhaltung genau erlebt hat, aber es war deutlich, es hatte ihm die Lebensfreude genommen, er wirkte nicht lebendig und lustig. Er hatte sein Leben aufgegeben und stand da so vor sich hin, als hätte er nichts Tolles mehr zu erwarten.

Da standen außer ihm noch andere kleine Shetlandponys. Wir bekamen erklärt, auch sie sind aus der Tierrettung dort gelandet, sie kamen vom Pferdemarkt, wo sie als Schlachttiere deklariert waren und auf dem Transporter nach Italien standen. Der Mann hatte sie dort runtergekauft aber selbst keinen Platz und kein Geld, sie langfristig zu versorgen. Wir nahmen den kleinen Prinz und einen Kumpel mit. Die beiden anderen kauften wir auch, ließen die jungen Hengste dort noch kastrieren und holten sie dann später nach. Jetzt hatten wir vier Minishettys und Minishettymischlinge. Sie passten noch gut in unsere Herde und wir wussten, hier können sie zufrieden mit Freunden leben. Das allerdings war nicht so einfach.

Herr Prinz, der Weiße hinten an der Wand, findet endlich den Mut, sich zum Schlafen hinzulegen, und seine beiden Freunde, Mr. Spock und Sandokan, hüten seinen Schlaf. Im Vordergrund liegt Herr Nielsson, der kann auch gleich mitbewacht werden.



Herr Prinz hat sich gut erholt und lebt jetzt zufrieden in der Herde.

Ich sah, auch wenn die Bedingungen aus menschlicher Sicht super sind, heißt das nicht, das Pferd fühlt sich auch so.

Herr Prinz, der lange Jahre gar keine Pferdegesellschaft gekannt hatte, stand immer alleine da. Er mied die anderen und nach einigen Tagen sahen wir an seinem Fell, er legt sich auch niemals hin zum Schlafen offensichtlich auch nachts nicht. In Herden ist es üblich, dass es einen Wachposten gibt, wenn andere schlafen, der die Schläfer warnen würde, wenn Gefahr auftaucht. Es gibt Pferde, die sich nur dann hinlegen, wenn es diesen Wachhabenden auch gibt. Den hatte Herr Prinz viele Jahre nicht gehabt und jetzt hatte er das Vertrauen, sich einfach schlafen zu legen, verloren. Obwohl er ja Mitglied einer großen Herde war, traute er sich nicht. Er blieb relativ einsam, pflegte sich mit keinem anderen Pony und fraß oft auch alleine irgendwo. Es dauerte lange, aber irgendwann, nach vielen Monaten, nahm eines der Shettys von dem Ponyhof Kontakt zu Herrn Prinz auf und signalisierte ihm, er sei nicht alleine. Er zeigte ihm Freundschaftsgesten und bedeutete ihm, dass er ruhig schlafen kann, er würde dann die Wache übernehmen. Und tatsächlich, irgendwann fasste Herr Prinz sich ein Herz, legte sich und Mr. Spock, der Shettywallach, stellte sich dazu und bewachte den Schlaf.

In der Weihnachtszeit freut man sich über frisches Tannengrün!
Herr Prinz und Shettykollegen aus der Tierrettung.



Die beiden sind seitdem unzertrennlich und Mr. Spock hat noch einen weiteren Freund in die Riege integriert, den Sandokhan. Die beiden Großen sind schwarz-weiß und Herr Prinz ist ganz weiß. Interessanterweise wurde 2012 noch ein Shetty geboren, auch schwarz-weiß und das wurde von den dreien in die Schwarz-Weiß-Riege aufgenommen. Es scheint, als sei es nicht egal für Pferde, welche Farbe das Fell hat, sie fühlen offensichtlich auch darüber eine Art Zugehörigkeit. Herr Prinz ist ein sehr selbstbewusster „junger König" geworden, er hat sich einen guten Platz in der Herde erwirtschaftet und nicht selten führt er die Herde an. Wenn sie auf eine weiter weg gelegene Weide galoppieren, sieht man die kleine weiße Gestalt in vollem Galopp den Hügel hochlaufen und hinter ihm „seine Herde". Er hat die kürzesten Beine und ist nur etwa achtzig cm hoch, aber er hält mit den Großen locker mit. Er hat sein Leben wieder.

Es war einer der Zufälle, die es nicht gibt, der den Herrn Prinz zu uns geführt hat. Dabei sollte es aber nicht bleiben. Das Internet ist zu verlockend, manchmal muss ich einfach einen Blick riskieren und so passierte dann eines Abends Folgendes:

Ich schaute im Netz noch einmal nach, ob die Leute aus der Tierrettung die anderen Ponys vermitteln konnten, einfach so, aus Interesse oder Neugier, und fand aber deren Seite nicht gleich wieder. Stattdessen fand ich wieder eine Anzeige: Minishettys in Holland.

Es ging aus der Anzeige hervor, dass es da einige Hengstfohlen gab. Minishettyhengste, die zu groß sind, um mit ihnen zu züchten, werden häufig zum Schlachter gegeben. Zu große Fohlen sind für die Stuten ein erhöhtes Geburtsrisiko, also werden sie auf diese Art aussortiert.

Wir entschlossen uns, noch am gleichen Abend dort hinzufahren und zwei davon zu retten. Wir fuhren gegen 19.00 Uhr los und kamen im Dunkeln in Holland an. Ein Lob auf den, der die Navigationsgeräte erfunden hat, sonst wären wir vielleicht nie angekommen, so war zumindest unser Eindruck. Jedenfalls fanden wir den Verkäufer an seinem Privathaus und der lotste uns dann zu den Shettys. Er hatte eine ganze Ladung irgendwo abgeholt und die kleinen Kerle in einem Pferch untergebracht. Da standen sie nun, viele kleine Hengstlein, mit großen Augen und genauso großer Angst vor uns Menschen und der Gesamtsituation. Sie standen dicht aneinandergedrängt in zwei Gehegen von vielleicht zehn Quadratmetern. In dem vorderen Gehege war noch weniger Platz als in dem anderen und wir sollten nun entscheiden, welche zwei dieser erschreckten Todeskandidaten wir retten wollten. Man kann sagen, das ging gar nicht. Wenn man sich zwei aussucht, hat man alle die anderen nicht ausgesucht und weiß, was geschieht. Aber natürlich kann man nicht alle retten oder mitnehmen, und so war es seelisch die Hölle, da zu stehen und zu entscheiden.

Wir wussten auch nichts über die Kleinen. Sie waren nicht geimpft, nicht tierärztlich untersucht. Sie hatten einen Pferdepass für den Transport und das war's. So schön, aber auch so erbärmlich standen sie alle da, und weil der Mann auch nicht ewig Zeit hatte und wir die Heimfahrt noch vor uns hatten, entschieden wir, die mitzunehmen, die wir am besten fangen konnten. Es war nämlich nicht möglich,

einfach in das Gehege zu gehen und ein Tier herauszunehmen. Die Hengstlein hatten einiges hinter sich und kein Interesse an einer Berührung. Wir mussten also irgendwie zwei herausfangen und der Mann sagte, dass zwei Bestimmte ein Pärchen seien, zusammen aufgewachsen sind und etwas älter wären. Also sagten wir, diese beiden Freunde nehmen wir mit und sie wurden gefangen: winziges Halfter ins Gesicht und los. Aber nein, das ging irgendwie nicht. Man hatte den Eindruck, obwohl die Kleinen massive Angst hatten, spürten sie doch, dass wir so was wie ein Rettungsboot sein konnten. Sie schauten mit ihren dunklen Augen unter den ungepflegten Mähnen hervor und beobachteten uns. Spontan entschieden wir: Zwei gehen noch in den Hänger, und wir sagten dem Mann: „Wir nehmen vier mit."

Ihm war es recht. Wir entschieden uns wieder, die handzahmsten Tiere mitzunehmen. Beim Betreten des kleinen, überfüllten Geheges, bekam ein sehr schöner schwarzer Hengst mit wenig weiß im Fell solche Panik, dass er auf die Rücken der anderen sprang und dort zitternd stehenblieb. Man kam an ihn gar nicht heran und die anderen schoben sich unseretwegen irgendwie durch den Stall hin und her. Wir nahmen dann noch zwei Haflingerfarbene heraus, mit braunem Fell und heller Mähne. Sie schienen noch am ehesten zugänglich zu sein, ließen sich berühren, und so entschieden sie mit, dass ihr Schicksal hier eine Wende nehmen sollte. Wir bekamen kleine Halfter von dem Besitzer, schafften es, die kleinen Nasen reinzuschieben und dann kam noch ein eher merkwürdiger Strick dran. Jetzt ging es los. Wir waren vier Menschen und vier nicht halfterführige Shettys. Sie hatten vermutlich nie ein Halfter am Kopf gehabt und kannten es erst recht nicht, ordentlich mit einem Menschen mitzugehen. Unser Auto mit Pferdehänger hatten wir ein Stück weiter weg am Straßenrand geparkt. Zuerst mussten wir jetzt durch diesen Hinterhof kommen. Es war inzwischen dunkel, man sah Pfützen schimmern, Matsch, Autoreifen, Holzstangen, Tonnen, Gerümpel. Der Mann ging vor mit einem der Shettys an der Hand. Die Kleinen mit ca. 70–80 kg hüpften und stiegen an der Leine, versuchten, rückwärts aus dem Halfter auszusteigen. Ich hatte Angst, die vier nicht heil in den Hänger zu kriegen. Als wir den Hof hinter uns hatten, mussten wir einige hundert Meter auf dem Bürgersteig laufen.

Aber wir kamen an, der Hänger wurde aufgeklappt und wir schafften es, die armen ängstlichen Tierchen heil hineinzuführen. Die Klappe wurde geschlossen, der letzte Mensch kam vorne durch die Türe wieder raus, alles wurde noch einmal kontrolliert, und die Heimfahrt begann. Wir waren müde, aufgeregt und von den Eindrücken des Abends teilweise sprachlos. Irgendwann fingen wir an zu überlegen: Wie sollen sie denn heißen? Wir besaßen schon etliche Shettys mit schönen Namen und wollten auch gerne durch den Namen diese Freunde als zusammengehörig darstellen. Da kam uns die Idee, sie nach dem A-Team zu benennen. Das taten wir, sie wurden Hannibal, BA, Murdoc und Faceman genannt.

Es war nach Mitternacht, als wir endlich zu Hause ankamen. Die Fahrt war gut gegangen, die Kleinen hatten brav im Hänger gestanden. Wir waren erleichtert, alle unversehrt zu Hause ausladen zu können. Dort hatten schon treue Freunde auf uns



Die erste Nacht nach der Rettung. Die jungen Hengste sind erschöpft und haben endlich Platz zum Liegen und Ausruhen. Einer muss Wache stehen, auch wenn er selbst müde ist. So ist nun mal die Regel.

gewartet und wir konnten die Hengstlein recht stressfrei in eine riesige, dick mit Stroh eingestreute Box bringen, mit frischem Wasser und genügend Heu für alle. Wir standen noch eine ganze Weile mit unseren Freunden an der Box und schauten erschöpft und zufrieden zu, wie die Shettys sich ihr neues Zuhause eroberten und fraßen, tranken, wälzten. Einige unserer Freundinnen wollten sofort eine Patenschaft übernehmen, und sich um ein spezielles Shetty intensiv kümmern, es pflegen, zähmen und beschmusen.

Irgendwann gingen alle ins Bett, sowohl die Shettys, als auch wir Menschen, müde, erschöpft, und fast zufrieden.

Aber nur fast.

Der kleine schwarzweiße, überängstliche Shettyhengst ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Mit welchem Schreck in dem Kindergesicht er auf den Rücken der anderen Ponys stand, wieder herunterfiel, sich aufrappelte und panisch versuchte, irgendwie zu entkommen, ohne zu wissen, wem oder was er entkommen musste.

Oder wusste er es? Konnte so ein Tier ahnen, dass ganz schlimme Zeiten auf es zukommen würden? Konnte es ahnen, dass es das Ganze nicht überleben würde, oder können nur wir Menschen solche Pläne schmieden und sich Zukunftsszenarien ausdenken?

Jedenfalls war sein Urteil gesprochen, außer es gab noch andere Leute wie uns, die sich erbarmten und einem schwierigen Tier ein Zuhause boten.

Es war mir sonnenklar, es ging nicht nur darum, solchen Fohlen eine Rettung anzubieten, weil sie so „süß" aussahen. Wenn man sich dafür entschied, übernahm man eine hohe Verantwortung, die über dreißig Jahre dauern konnte, wenn alles gut ging.

Übernimmt man denn auch die Verantwortung dafür, wenn man solch ein überängstliches Tier nicht freikauft, und es möglicherweise niemandem *vermittelbar sein wird? Dann wird es keine Chance kriegen?*

Ich lag lange wach im Bett, und konnte die Fragen in meinem Kopf nicht beantworten. Es war ein langer Tag gewesen, es war genau genommen nach Mitternacht, schon der nächste Tag.

Bald ist es Morgen, aufstehen und den Alltag meistern.

Vor dem Frühstück ging ich schnell in den Stall, um die Neuankömmlinge zu besuchen. Es ging ihnen gut, sie standen zufrieden umher und fraßen Heu. Sie hatten gut geäppelt, man konnte noch Schlaf- und Liegeplätze erkennen. Sie schienen alle recht munter zu sein. Ich ging in die Box, um herauszufinden, welches Pony sich schon anfassen ließ. Ich ging in die Hocke und sie schauten mich neugierig an. In dieser Haltung war ich nicht zu groß und sie schienen zu überlegen, ob man sich mir nähern konnte. Eins der Ponys ließ sich dann sogar kraulen und so beruhigt ging ich erst mal zum Frühstück.

Wir sprachen alle miteinander über unser gestriges Abenteuer und waren mit dem Ergebnis einigermaßen zufrieden, wenn nicht der kleine Schwarze uns Sorgen gemacht hätte. Ich erzählte noch mal, wie er uns angesehen hatte, wie viel Angst er hatte, und welche Chancen im Leben er sich noch ausrechnen konnte. KEINE. Es wurde nicht mehr lange geredet. Wo vier sind, können schließlich auch fünf sein, und deswegen entschieden wir, dass ich wieder bei dem Ponybesitzer anrufen würde, um zu fragen, ob der kleine Kerl noch zu haben war. Der Mann ließ sich sofort darauf ein, wusste auch, um welches Shetty es sich drehte, und wenige Tage später waren wir wieder mit Hänger unterwegs. Dieses Mal fuhren wir bei Tageslicht und fanden alles schneller. Man sah jetzt den Hof mit dem ganzen darauf Gerümpel genauer, konnte erkennen, wo man hintrat, und sah auch die Shettys, die immer noch in demselben Pferch standen.

Da war er, der Schwarze. Er nahm gleich Blickkontakt mit uns auf, ängstlich, aber irgendwie auch munter. Ich denke, er ahnte oder spürte, dass unser Kommen ihm galt. Es war nicht leicht, ihn zu fangen, aber wir schafften es, zogen ihm ein kleines Halfter an und brachten ihn vor die Tür. Der Mann gab uns seinen Pferdepass und eigentlich konnten wir jetzt los.

Aber nur eigentlich. Denn es war ja Platz im Hänger für zwei. Da standen noch solch kleine Gestalten, die auch sehnsüchtig schauten, und wir wollten es nicht wieder so machen wie letztes Mal und auf der Fahrt schon denken: Man hätte doch noch den oder den … Also, um es kurz zu machen, es wurde noch einer ausgesucht und noch einer und noch einer … Zum Schluss hatten wir noch fünf „gefunden", die unbedingt mit mussten. So brachten wir die Hengstlein wieder,

wie schon mal vor wenigen Tagen, durch den Hof über den Bürgersteig in den Hänger. Klappe zu und los.

Im Auto schauten wir uns an, sagten nichts. Dann lachten wir.

So sind wir halt und jetzt fahren wir los.

Wir waren sehr zufrieden mit uns, der Entscheidung und den kleinen Personen da hinter uns im Hänger. Wir hatten den Schwarzen mit der weißen Zeichnung, der, weil wir ihn so gerne wollten, von dem Mann gleich auch teurer verkauft worden war. Der Besitzer witterte ein gutes Geschäft und meinte, weil der Hengst „bunt" sei, kostete er fünfzig Euro mehr.

Auch egal. Wir zahlten, was er haben wollte, und jetzt gehörte der Hengst uns. Keiner wusste, auf was wir uns wirklich eingelassen hatten, aber wir waren sicher, es war die richtige Entscheidung gewesen. Zufrieden und beruhigt fuhren wir nach Hause, wo wir schon erwartet wurden. Alle Interessierten wollten sehen, was wir da mitbringen, wie der Schwarzweiße aussieht und wie alles wohl werden wird.

Mit Hilfe von engagierten Helfern, bekamen wir die jungen Herren auch gut in die Box zu den Kollegen. Sie erkannten sich wieder, liefen in der großen Laufbox umher, schauten alles an und niemand von ihnen fremdelte. Sie schienen selbst erleichtert.

Noch mal gut gegangen. Glück gehabt.

Irgendwie begriffen alle, dies war die Wende im Leben. Sie fraßen, tranken und pflegten sich gegenseitig und nach kurzer Zeit gingen sie alle erschöpft „ins Bett." Es war ein Bild fürs Herz. Wie in einem großen Schlafsaal lagen alle neben- und beieinander und schliefen zufrieden und entlastet in ihr neues Leben. Es wurde leise gegrunzt und geschnarcht, sich gedehnt und gestreckt und Wohlbehagen gezeigt. Das war ein sehr schöner Lohn für den ersten Einsatz von uns, und alle Beteiligten waren zufrieden.

Jetzt allerdings kam Teil zwei auf mich zu. Ich musste planen, wie alles weitergehen sollte. Die erste Rettung war gelungen, den Shettys ging es gut. Wir hatten beim Ausladen gesehen, dass sie schlechte Hufe hatten. Sie waren alle etwa ein Jahr alt, und niemand hatte sich bisher um ihre Füße gekümmert. Also war klar, als erstes muss ein Fachmann her, der uns da weiterhilft.

Der Hufschmiedetermin wurde vereinbart für die kommende Woche und bis dahin wollten wir üben, so gut es ging. Die Hengste sollten handzahm werden und sich an die Beine fassen lassen und wenn möglich, auch die Hufe geben. Es waren neun Tiere und da hatten wir alle Hände voll zu tun. Wir waren mehrere Frauen, teilten die Shettys unter uns auf und mehrmals täglich schlichen wir uns in den Laufstall zu den Kleinen. Wenn sie schliefen, setzten wir uns daneben und streichelten sie, strichen dabei auch an den Beinchen entlang, berührten die winzigen Hufe. Dabei merkte man schon, sie waren unterschiedlich belastbar. Bei einigen gab es schnell sichtbare Erfolge und bei anderen war es viel schwieriger. Nach kurzer Zeit gab es schon welche, die sich



Isabell hält den kleinsten der Hengste, B. A. im Arm. Er hat überlebt und kann sich nun auf sein Leben freuen.

über den Besuch des Menschen freuten und die sich ihr Kraul-Kontingent abholten.

Die ersten Eifersüchteleien begannen, die Ponys zeigten Ansprüche an einen bestimmten Menschen, und so kam der Schmiedetermin näher. Zum Glück war unsere weibliche Helfergruppe groß genug. Wir nahmen ein Shetty nach dem anderen heraus, lenkten es mit Futter ein wenig ab und mit viel Geduld bekamen wir die meisten Hufe in den Griff.

Weil die Hengste auch noch relativ handlich waren, konnte man mit drei Leuten auch gegenhalten, wenn sie versuchten, wegzulaufen. So war ein gewisser Druck da, der aber als Preis für ordentliche Hufe gezahlt werden musste, um nicht länger Fehlstellungen zu akzeptieren. Nach der ersten Hufaktion mit Festhalten und Zwang, übten wir mit den Shettys weiterhin Hufe geben, auskratzen, und konnten auch hier und da einmal kurz über die Kanten raspeln.

Außer bei einem ganz schwarzen, der Mungo hieß, bei ihm war nichts zu machen. Er regte sich sehr auf, trat dann auch und weil wir nicht weiterhin immer mit mehreren Leuten und Druck an seine Füße wollten, versuchten wir es über das Motiva-Training.

Der Kleine wurde also in die Reithalle geführt, die zur Hälfte abgesperrt war, und losgelassen. Im Motiviereck begegnete er jetzt einem Menschen, der mit der Sprache der Pferde, mit all seinen über 100 Vokabeln vertraut war. Wir sahen dem Hengst an, er wusste nicht, wie ihm geschah und er hatte auch nicht damit gerechnet, dass es Lebewesen gibt, die aussehen wie wir aussehen, mit zwei Beinen und recht merkwürdig aus seiner Sicht, die aber dennoch genau verstehen, was er sagt.

Er markierte erst einmal das Revier, indem er wenige kleine Pferde- oder Ponyäpfelchen ablegte. Damit wollte er schon mal ausdrücken, er habe hier das Sagen, das sei sein Territorium, niemand sollte ihm etwas tun. Der Mensch war darauf eingestellt und hatte wohlweislich einige geknotete Baumwollschals dabei. Er legte einen solchen Knoten auf den kleinen Kothaufen, schnaubte zufrieden ab und entfernte sich geruhsam von der Stelle. Das Hengstchen, sichtlich erregt und auch erstaunt, ging sofort schauen, was dort passiert war. Was hatte der Mensch denn da gemacht? Das hatte er noch nie erlebt. Er war in einer Herde aufgewachsen, wusste genau, was es heißt, wenn einer über den Kothaufen eines Pferdes eine Markierung mit dem eigenen Duft setzt. Es ist ein Widersprechen seiner Behauptung, er sei hier der Bestimmer, das Leittier.

Das ist doch nicht zu fassen.

Er beschnupperte den Baumwollklumpen immer wieder, war verblüfft und „sprachlos". Das blieb aber nicht lange so, er ging etwas weiter. Er hatte noch einen Vorrat an Pferdeäpfeln, wie ein guter Hengst. Er setzte also einen neuen Kothaufen, und schaute, ob die Aussage des Menschen da drüben nun Zufall war, oder wie man sich das als Pferd so vorstellen soll. Der Mensch war ganz ruhig und gelassen, ging zu dem zweiten Haufen hin und markierte auch diesen. Er hatte

nämlich ebenfalls einen guten Vorrat mitgebracht, weil gute „Hengste“ das tun. Mungo überprüfte auch diesen Kothaufen und stellte fest:

*Das erste Mal war das **kein** Zufall, der Mensch da weiß, was er sagt, und was das Verrückte ist, er spricht in seiner Sprache und versteht, was man als Ponyhengst meint.*

Dieser Dialog erweiterte sich dann, jeder der beiden brachte neue Vokabeln ins Spiel, und es war spannend und interessant zu erleben, wie sich in dem kleinen scheuen Hengst eine Wandlung vollzog. Er hatte die Erkenntnis: Das Wesen, was da mit mir redet, zeigt sich eindeutig als jemand, der meine Sprache mit vielen Facetten kann, mir richtig antwortet, die Regeln kennt wie ich und sich als Leittier zeigt.

Er war jung und klein und schutzbedürftig. Das war es, was er brauchen konnte. Jemand Großes, der die Verantwortung übernehmen konnte und wollte und ihn entlastete, nicht für alles selbst verantwortlich zu sein und selbst entscheiden zu müssen. Er schnaubte zufrieden ab, entschied sich, zu diesem Menschen als Leitwesen gehören zu wollen und sich diesem anzuvertrauen. Es kam zu einem sehr schönen Abschluss in der Reithalle. Weil all das im Rahmen eines Motivaseminars stattgefunden hat, wurden alle Anwesenden Zeuge dieser Wandlung. Noch in der Halle konnte man Mungo die Hufe heben, alle vier, und das blieb auch so. Ab dem Tag hatte er etwas verstanden. Wir Menschen in seiner Umgebung können nicht nur seine Sprache, wir kennen auch seine Regeln, und man kann sich uns anvertrauen und das geht für ihn gut aus. Ab dem Tag hatte er mehr Zutrauen zu uns Menschen. Er konnte sich seelisch leisten, die Hufe zu geben, und als Fluchttier auf drei Beinen zu stehen. Das war vorher für ihn nicht möglich gewesen. Wir Menschen verzeichneten einmal mehr einen Erfolg über das Motiva-Training, als Zugang zum Pferd und Herstellung einer stabilen Vertrauensbasis.

Natürlich wurde diese Erfahrung nicht nur dem kleinen Mungo gegönnt. Alle kleinen Hengste hatten und haben, gleichermaßen wie alle anderen Pferde auf unserem Hof, die Chance und die Möglichkeiten, mit ihren Menschen in solch einen artspezifischen Dialog zu treten.



Nachdem wir die Shettys gekauft hatten, wurden alle dem Zahnarzt vorgestellt und nötige Korrekturen vorgenommen.



Wenn man einen Menschen zum Kraulen erwischen kann, dann nichts wie hin. Schmusen ist immer sehr attraktiv.

Unter dieser Betreuung und auf der dadurch entstandenen Vertrauensbasis, wurden die Kleinen groß. Jetzt sind sie durchschnittlich vier und fünf Jahre alt.

Auf dieser Vertrauensbasis war es auch möglich, alle regelmäßig dem Pferdezahnarzt vorzustellen. Bei der Erinnerung an unsere erste Begegnung in Holland, wäre es utopisch gewesen, sich solch einen Umgang vorzustellen. Wir haben durch unsere Arbeit, unseren Umgang und durch das Motiva die Wunden heilen können und unabhängig von traumatischen Erlebnissen aus der Vergangenheit, zuverlässige Pferdchen daraus werden lassen.

Da die Aufzucht inklusive der durchgängigen Betreuung durch Tierarzt, Zahnarzt, Osteopathen und Hufschmied für neun Tiere nicht billig ist, wird das Projekt wirtschaftlich vom gemeinnützigen Verein Motiva-Forum unterstützt. Dieser Verein ist als Förderverein auf dem Hof ansässig und hat sich zur Aufgabe gemacht, sowohl artgerechte Pferdehaltung als auch Kinder- und Jungendarbeit zu unterstützen. Zudem gibt es für einige Minishettys „Patentanten", die sich kümmern, pflegen und speziell für ihr Patenkind da sind. Gerade weil sie so schlau sind und auch sehr menschenfreundlich, brauchen sie neben der körperlichen Versorgung auch die psychische Zuwendung und Wichtigkeit. Betritt man den Auslauf, wo sie zusammen mit all den anderen Shettys ruhen, spielen, toben können, spürt man schnell einige kleine Nasen in den Kniekehlen, die gerne geknuddelt sein wollen und sich dafür interessieren, was jetzt hier getan wird. Man kann kaum handwerkliche Dinge wie Reparaturen erledigen, weil dann diverse Köpfchen dicht dabei sind und begutachten, was man macht. Sie haben jedwede Scheu verloren und wenn es ginge, kämen sie auf den Schoß oder in den Arm zum Kuscheln und sich lieben.

***



Murphy war der Ängstlichste von allen und hatte sich damals auf die Rücken seiner Freunde geflüchtet. Hier ist er wenige Tage nach der Rettung. Nach kurzer Zeit des Übens und vertrauensbildenden Maßnahmen konnte er dann auch zum Hufschmied, um besser auf den Füßen zu stehen.

Auf einigen von ihnen kann man schon kleine Kinder eine kurze Weile führen, sie sind einfach im Umgang. Ein Zureiten, wie man es kennt, mit Buckeln oder Widerstand, war bei keinem nötig. Weil sie so klein sind und nicht schwer tragen dürfen, sitzen nur sehr junge, leichte Kinder auf ihnen. Dennoch brauchen sie eine Ausbildung, damit sie zu Reitshettys werden können. Seit einigen Monaten gehen also alle in die „Schule". Sie werden an der Doppellonge ausgebildet, lernen so eine gewisse Hilfengebung, die die jungen Reiter und Reiterinnen sich später zu Nutze machen können. Sie werden gymnastiziert und man muss sagen, alle haben sehr viel Vergnügen daran. Die Menschen haben ihre Freude, wie schnell die Ponys lernen. Die Shettys, die sich als sehr schlau und lernfähig erweisen, verstehen in Windeseile, was man von ihnen will.

Zu Anfang, als ich mir überlegte, wie man die Verantwortung für die Tierchen trägt, was ihr Lebensinhalt sein wird, wusste ich noch nicht, was sie alles können und wollen. Sie haben sichtlich Spaß, wenn sie alle herausgeholt, fein geputzt und hergerichtet werden für die Doppellonge. Alle laufen sehr schön, lassen sich dirigieren, ohne ein Gebiss im Maul zu haben. Sie laufen am Halfter und machen das zusammen so gut, dass sie schon einmal eine Doppellongen-Quadrille vorführen konnten. Das war vergnüglich für alle.

Weil sie so klein sind, kann man als Mensch im Galopp mitlaufen, wenn man einigermaßen sportlich ist. So gehen sie drei Gangarten, lassen sich stellen und biegen, in unterschiedlichen Tempi und Gangarten bewegen.

Einen großen Applaus gab es, als alle sich dann mit einem kleinen Sprung aus der Reithalle verabschiedeten.

***

Hier endet für heute die Geschichte dieser Ponys. Wer sie einmal besichtigen oder begrüßen will, kann das gerne tun. Es grüßen Sie die drei Kumpels des Herrn Prinz Benjamin, Konstantin und Mogli, sowie die anderen acht „Holländer".

Das „A-Team": Murdoc, BA, (Hannibal ist gestorben) und Faceman, außerdem Kilowatt, Brutus, Murphy, Fiete und Mungo.

***

Zum Schluss noch ein Wort zu Murphy, dem Schwarz-Weißen, der auf dem Rücken seiner Kumpels stand vor Stress und Angst. Er ist kein Hengst mehr, ist rund und schön geworden, hat einen super kräftigen Rücken, zufrieden und gesund und man kann sicher kleine, zweijährige Kinder auf ihm spazieren führen. Er gibt artig alle Hufe, vertraut den Menschen hier und niemand würde heute noch vermuten, dass dieser hübsche Hengst einmal ängstlich und dadurch schwierig gewesen sein könnte. Er macht alles mit, man kann mit ihm spazieren gehen, ihn anbinden und waschen, alles was man braucht. Er hat sich super entwickelt und lohnt uns seine Rettung jeden Tag damit, dass er so ist wie er ist.

Damit, dass er da ist.



Das Buch ist geschrieben, und mein Leben mit Pferden liegt in Schriftform vor mir.

Es fühlt sich ein wenig wehmütig an, jetzt zuzuklappen und natürlich ist es so, dass man sechzig Jahre mit Pferd nicht in wenige Seiten eines Buches niederschreiben kann. Jetzt, wo es geschrieben ist, denke ich, dies und das hättest du noch sagen müssen und diese Episode erzählen sollen. Aber auch das würde nichts ändern.

Die Pferde haben mein Leben so bereichert und mir so viel gegeben, dass ich es in mehreren laufenden Metern Buch nicht genügend wiedergeben könnte. Wer wollte das alles lesen?

Ich spüre jetzt, das geht gar nicht, man kann gar nicht beschreiben, wie das Leben mit Pferden war, und danach weiß ein Leser, wie es war.

Es ist vielleicht vergleichbar damit, wenn eine Mutter einem anderen Menschen erzählt, wie die Geburt des Kindes war. Auch wenn sie die Kraft der Wehen beschreibt, die Urgewalt der Natur, die das Leben schützt und zeitgleich zur Stärke zwingt, das Gefühl, wie sich das junge Leben vertrauensvoll mit Druck und Enge auf die Welt schiebt, und dort zart und zerbrechlich im Arm der Mutter alles vergessen lässt, was war. Wie sich das Glück anfühlt, plötzlich sein Kind im Arm zu halten, diese wohlige Nähe und Vertrautheit, die Ehrfurcht vor dem Leben und die Dankbarkeit, dann weiß diese Mutter, was sie meint, was sie sagen will. Aber sie spürt auch, diese ihre Gefühle und Wahrnehmung kann man nicht vermitteln, man kann beschreiben was man will, niemand weiß wirklich, wie es sich für sie angefühlt hat, was sie empfunden hat.

Wenn die Gefühle so mächtig sind und so tief, dann fehlen uns Menschen die Worte, um sie zu beschreiben. Vielleicht auch, weil Gefühle nicht zum Beschreiben gemacht sind sondern zum Erleben.

Ich habe so viel mit Pferden erlebt, sie haben mich in Gedanken und auch real durch mein ganzes Leben begleitet, und vielleicht wäre es Hochmut zu sagen, ich habe sie verstanden.

Sie haben mir ihre Sprache erklärt, ich kann mit ihnen reden, mich an ihre Regeln halten und ein Mitglied ihrer sozialen Gemeinschaft sein. Wenn Pferde sagen, *du bist eine von uns*, dann ist es mir eine Ehre, von ihnen auf diese Stufe gestellt zu werden.

Ich bin ihnen von Herzen dankbar dafür, dass sie meine Lehrer waren. In meiner Kindheit, die mir von Erwachsenen oft nicht leicht gemacht wurde, waren sie mein Halt, eine Art Orientierung und Ziel.

Auch wenn ich es damals noch als im Grunde egoistisches Ziel formulierte, wissen zu wollen, wie Reiten ist, so hat diese Frage mich zu ihnen geführt und heutzutage weiß ich, das war nur der Anfang. Heute kann ich sagen, das war der Impuls zu suchen, ohne zu wissen, was ich in Wirklichkeit finden werde. Sie haben mein Leben bereichert, nicht nur auf dem Sektor des Vergnügens, sondern, und das in erster Linie, auf meinem Weg, mich zu entwickeln.

Sie haben mich in meinen Qualitäten bestärkt und mir meine Schwächen liebevoll und konsequent gezeigt und mich ermuntert, sie zu überwinden. An ihnen konnte ich erleben, wie es funktioniert, nicht nachtragend zu sein, zu verzeihen, andere zu verstehen, ohne sich selbst zu verleugnen, Mut zu mir selbst zu entwickeln, mich mit der Wirklichkeit zu konfrontieren, ohne Träume aufzugeben. Lösungen zu finden.

Ich durfte erleben, je authentischer ich wurde, je mehr ich mit mir selbst verwurzelt war, desto natürlicher und leichter wurde der Umgang mit den Pferden. Sie bestätigten mich auf meinem Weg und daraus konnte ich den Mut schöpfen, nicht innezuhalten auf dem Weg zu mir selbst und zu den Menschen.

Auch wenn es nie leicht werden wird, die menschlichen Enttäuschungen wegzustecken, die Enttäuschungen durch vermeintliche Freunde, die Unehrlichkeiten und Unzuverlässigkeiten oder Lügen zu erleben, konnte ich von ihnen lernen, wie sie ein schwieriges Herdenmitglied integrieren, ihm seine Grenzen aufzeigen und ihm die Möglichkeit einräumen, sich zu einzufügen, wenn es die Regeln akzeptiert, es aber auch manchmal zu einer konsequenten Ausgrenzung kommen muss, wenn das entsprechende Pferd nicht lernt und sich für das Außenseitertum und das Alleinsein entscheidet. Auch das ist die Natur, man kann nicht jeden retten.

Sie waren die besten Therapeuten und die besten Lehrer.

In diesem Sinne spreche ich ihnen allen meinen tiefempfundenen Dank aus, dass sie mich in ihrer Mitte aufgenommen haben und mich teilhaben ließen an ihren Geburten, mich mitnahmen auf therapeutische Reisen, auf denen sie mit mir gemeinsam anderen Menschen wertvolle Hilfen an die Hand geben konnten, glücklich und gesund zu werden.

Sie haben mich in ihre Seelen schauen lassen und mir zugetraut, eine von ihnen sein zu können.

Im Gegenzug habe ich verstanden, wenn man Pferde nicht entmündigt, wie die meisten Menschen es tun, sondern sie authentisch bleiben lässt, ihnen die Verantwortung nicht entzieht, dann können wir es an ihrer Seite auch wieder werden, wenn wir nicht zu stolz und hochmütig sind, von Tieren zu lernen.

***

Gertrud Pysall

Wie wenn Holz auf Wasser schwimmt

Mein Leben mit Pferden

280 Seiten, geb.
erscheint 2017

Jetzt kaufen



Mehr Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise www.narayana-verlag.de